

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 7 (1927-1928)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Verkünder entbrennt in Zorn; es gibt keine Zusammenfügung. Gilt die Einheit, so ist das Ausschließende ein Krampf, ein Nichts, die Zerstörung alles Positiven. Gilt es alles Positive aufzusuchen und zu hegen, so ist das Alles-oder-nichts die Sünde selbst, das Absolute ein toter, zerstörender, satanischer Hochmut. Das Menschliche darf nur der Rückstoß des Absoluten sein, nur durch ihn (und seinen Auftrieb) für es von Bedeutung, nur zwar nicht das Überwundene (weil sonst das Absolute leer ist), aber das überwunden Werden. Die Bewegung des Natürlichen nach außen ist nur Folie und Ansatz für deren Umkehrung auf das Eine hin, welche nur als je d e s m a l i g e Bewegung möglich ist, wenn auch ihr Sinn in ihrem Ziele ruht. Die Selbständigkeit des Ich ist nur Verantwortung, nicht Beruhigung und Eigenrecht. Alles andere ist Nicht-Entscheidung, Weigerung zu vollziehen, sich Bergen in der Vielheit, Rebellion, Heidentum. Es gibt keine Duldung für bewußte Ermäßigung, keine Vergebung für die Sünde wider den Geist, die das Absolute einen Augenblick nur aus dem Spiele setzt. — Allein nun tritt Aljoscha her und demütigt sich; er gibt alles hin und bittet um Niederschlagung alles Anhängigen, Einheit, Annahme in Christenliebe. Es ist echte Größe darin. Kann der Mann des Gesetzes davor sich versteifen? Er kann es, denn er muß es. Was nützt ihm Bereitschaft, Selbstpreisgabe, Offenstehen, wenn sie allem Organischen offen steht, wenn es nicht zu Annahme, Eingang in die Herbigkeit, ins Entweder-Oder, zu Furcht und Zittern führt? Es gibt keine Gemeinschaft mit dem fremden Geiste. Und was folgt, ist furchtgebietend. Hier ist keine rabies theologorum, kein eitelkeitsgesträubtes Aufeinanderhacken von Universitätspapas. Hier ist Mose, der, noch lebend, aber erstarrten Blutes sich der zermalmenden Zwiesprache Jahves entrang und nun das Volk ums goldene Kalb tanzen sieht. Er zerbricht die Gebotstafeln. Der Schüler des Meisters, Emil Brunner, tritt herzu und sucht zu fügen. Er, ohne die kosmische krampflose Naivität jenes, entfalteter, dessen hohe schätzbare Kunst ist, ohne das Eine zu verlassen zu scheinen, zur Speise aus der blühenden Mannigfaltigkeit Reiches zu rauben — er richtet die aus den Banden geratene Welt wieder zusammen und spielt das Ja aufs Nein und das Nein aufs Ja wieder ein. Aber es war gut zu sehen, daß es noch Katastrophen letzter Wirklichkeit gibt, daß nicht überall die Dinge des Geistes wie im „Uhu“ und bei seinesgleichen friedlich beisammen wohnen, daß etwas ein Weg werden kann, indem es aus Innerstem der Weg zu sein beansprucht.

Erich Brock.

Bücher-Rundschau

Geist und Gesicht des Bolschewismus.

Vor zweieinhalb Jahren habe ich hier „Die Sowjetunion nach dem Tode Lenins“ von Axel de Bries (1. Auflage, Reval 1924) besprochen. Noch klingen die Schlußworte jenes politisch außerordentlich aufschlußreichen Buches in mir nach: „Die Entscheidung der Frage, ob Europa bolschewisiert werde oder nicht, liegt nicht beim Kreml oder in der Hand der Dritten Internationale, sondern bei den Völkern Westeuropas selbst.“

Diese Mahnung konnte indessen nur hilflose Aufregung verursachen, solange lediglich die politischen und wirtschaftlichen, vielleicht auch noch die kulturellen und antikulturellen Auswirkungen des Bolschewismus bekannt waren. Bislang stunden wir daher allen Warnern vor dem Bolschewismus in der selben Weise gegenüber, wie den Vorsichtsmahnungen gegen eine Seuche, deren Erreger wir nicht kennen, der gegenüber wir unsere Empfänglichkeit nicht abzuschätzen verstehen, vor der wir uns daher nicht hinreichend zu schützen vermögen und deren bloßes Auftreten in der Nachbarschaft durch ihre geheimnisvolle Unfaßbarkeit schon unsere Widerstandsfähigkeit schwächt.

Die ungeheure Aufgabe, uns die Mikroben des Bolschewismus, ihre Biologie, ihren Nährboden, ihre Virulenz und ihre Methode mit unnachlässiglicher Schärfe aufzuzeigen, also den Abdruck des Bolschewismus in der unerbittlichen Taghelle aufzulösen, hat René Fuellecr-Miller mit seinem großangelegten Werk „Geist und Gesicht des Bolschewismus — Darstellung und Kritik des kulturellen Lebens in Sowjet-Rußland“ — auf sich genommen und — glänzend gelöst.

Verfasser hat seine tiefverankerte westeuropäische Bildung und seine umfassenden Erfahrungen in Rußland zum erschütternden und aufrüttelnden Epos der Psychologie und Psychopathie zeitgenössischen öffentlichen Lebens zusammengeschnitten. Der Amaltheaverlag Wien, der unter Leitung unseres Landsmannes Dr. Studer an der Pforte zum Orient der westeuropäischen Kultur wertvollsten Vorpostendienst leistet, hat diesem ungewöhnlichen Offenbarungsgut mit über 500 Photographien und, zum Teil farbigen, Illustrationen aus dem bolschewistischen Lebenskreis schillernden Glanz verliehen und alles zusammen in einen Prachtsband von etwa 600 Seiten gefaßt.

Der Versuch des Bolschewismus, das Organische durch das Organisierte zu ersetzen, ist mit solch meisterhaft überlegener Ironie geschildert, daß wir mitleidig mitlächeln. Die Entseelung und Aushöhlung des Individuums und in ihrer Folge den Zerfall der Persönlichkeit erleben wir so unmittelbar mit, und der künstlich gefügte Kollektivmensch trampelt gleich einem prähistorischen Ungeheuer über das Kulturgut zweier Jahrtausende so hörbar keuchend seinem Ideal der restlosen Automatisierung aller Daseinsformen zu, daß uns Grauen erfüllt. Die Bestrebungen der bolschewistischen Philosophie, den platten Nützlichkeitsstandpunkt zum letzten Ziel alles Denkens zu erheben, den Glauben wegzuräumen, damit exakte Wissenschaft und Technik geglaubt werden können, damit das entgottete und mechanisierte Volk die Maschine vergotte, selbst seinen neuen Menschengott Lenin zu „einem besonderen Automaten“, zu „einer größeren Schraube in der kollektiven Maschine“ erhöhe, entwickelt sich derart faßlich vor unserem Urteil, daß wir uns kleinlaut an die Brust des Europäers aus dem eifernen Jahrhundert schlagen.

Unter dem Eindruck dieser Schwärmerei der Realität wagen wir kaum mehr zu entscheiden, ob wir uns über das ungestüme Überborden des Unterbewußtseins des kommerzialisierten und mechanisierten Westeuropa in das weite russische Reich entsetzen oder aber uns über das Unterfangen Lenins, dem russischen Mystizismus den amerikanischen Rationalismus substituieren und damit einen russisch-asiatischen Dummkopf-Amerikanismus züchten zu wollen, ergöhen sollen.

Die bizarre Tragik dieses Experimentes ergreift uns mit ihrer ganzen elementaren Gewalt, wenn wir mit dem Verfasser unseres Werkes durch die weiten russischen Ebenen wandern, um mit ihm zu erleben, wie trotz der rationalistischen Veräußerlichung des Daseins, trotz der spielerisch-fanat�ischen Automatisierung des Alltags, trotz der systematischen Verhöhnung und Erniedrigung alles Religiösen, trotz der Zudienerschaft der diesseitsparadiesverheißenden Sekten, nicht nur Aberglaube und Mystizismus mächtig wuchern, sondern sogar die orthodoxe Kirche von Krasnik, dem „Luther der byzantinischen Kirche“, auf Evangelien und Apostelgeschichte zurückgeführt, reformiert wird.

Wie müßiges Spiel, aus Übersteigerungen westeuropäischer Intellektständeleien gewonnen, heben sich gegen den Ernst jenes chaotischen Kampfes auf riesiger Landschaft die Kulturersatzbemühungen der bolschewistischen Städter ab. Da verblüfft uns das Ringen um die Verwirklichung des Grundsatzes, die Kunst sei „das Organ zur Vergesellschaftlichung der Gefühle“. Da bäumt sich vor uns der neue Stil der „monumentalen abstrakten Deformierung“. Da taumelt vor uns der „linke Klassizismus“ als „Negation des Futurismus, ergänzt durch die abstrakte Tendenz des Kubismus“. Da kreist vor uns die „dynamisch-monumentale Architektur“, die „gebauter Bewegung“, die alles herkömmliche „kontre-revolutionäre Material“ verwirft, um schließlich — Papier zu bleiben. Da spielt sich die „biomechanische Theaterbühne“ durch die „linke Bühne“, die den Zuschauer „dynamisch beeinflussen“ will, zur Clownerie und Jahrmarktsdramaturgie durch. Da lärmen kollektivistische Dichterwerkstätten, da pfeifen Fabrik-

ihrenenorchester ihre schrillen Symphonien. Da wird das Leben für Agitationszwecke zum bewußten Theater aufgepußt, während sich die vermeintlichen Verwalter des russischen Daseins abmühen, alle Blumen des Lebens zu Heu verdorren zu lassen, damit man sie freße, statt sich ihrer freue.

Und aus diesem Taumel über Lenins Grab, dessen weltgeschichtlicher Erfolg die vorausseilende Zusammenfassung einer nationalen Sehnsucht, ein Kompromiß zwischen dem asiatischen Mystizismus und dem westeuropäisch-amerikanischen Industrialismus war, taucht urtiergleich wieder das unwandelbare Rußland. In sorglich behüteten Museen werden die immensen kulturellen Schätze des alten Rußland, der „gewesenen Menschheit“ bestaunt, als handle es sich um Funde einer vor Jahrtausenden versunkenen Kultur. In den Straßen verblüht die Freude der Reichen, dort konjerviert sich der Stoc der verarmten Reichen von ehemals neben den herkömmlichen Bettlermassen, die sich unter dem Bolschewismus zu eigenen Unternehmungen mit Direktoren, Ressortchefs zc. organisiert haben. Altes Glend wird durch neues gespießen.

Nachdenklicher noch aber stimmt es, wenn wir mit unserem Führer die positiven Erfolge des Bolschewismus aus all dem Chaos sich scheiden sehen: Die innere Neugeburt des russischen Volkes; die Kolonisierung gewaltiger Judenmengen auf nationaler Grundlage in der Krim; die durchgreifende Bolschewisierung des vorpersischen und mongolischen Orients; die Unterrichtung von sechs Millionen Erwachsener im neuartigen Schulsystem innert zwei Jahren und die Verminderung der Analphabeten von 233 auf 319 Promille in drei Jahren; kurz und gut, ein wirklicher Teiltriumph der „Diktatur der Ordnung“ über den autochthonen Quietismus und über den neu angetriebenen Wirrwarr.

Alles das ist vom Verfasser mit einer Kenntnis der Einzelheiten und mit einer Lebendigkeit gestaltet, daß es uns mitreißt in jene Ebenen der wirklichen Erkenntnis, wo verstandesmäßiges Erfassen und gefühlsmäßiges Ahnen sich zur klaren Gewißheit verschmelzen und läutern. Der Inhalt seines Werkes packt uns gleichsam mit der visionären und im Grunde doch konstruktiven Phantastik der Apokalypse, und die Diktion des Werkes ist von der grandiosen Grauenhaftigkeit der Divina Comoedia Dantes und zugleich von der tragischen Burleskheit eines Don Quixotte. Es ist daher berufen, nicht nur die Gegenwart zu klären und der Zukunft zu gehören, sondern auch uns gegen die bolschewistische Gefahr zu feihen und uns vor — unseren eigenen Mängeln zu schützen.

H a n s R a s c h l e.

Militärische Fragen.

Oberstleutnant Eugen Bircher: Die Krisis in der Marne Schlacht. Kämpfe der II. und III. deutschen Armeen gegen die 5. und 9. französische Armee am Petit Morin und in den Marais de St. Gond. Bern und Leipzig 1927. Ernst Bircher, A.-G. Preis Fr. 6.—.

Man wird es sehr begrüßen, daß die wertvolle Arbeit von Oberstleutnant Bircher über „die Krisis in der Marne Schlacht“, die in der „Monatschrift für Offiziere aller Waffen“ erschienen ist, nunmehr in einem geschlossenen Bande vorliegt, wodurch ein eingehendes Studium erleichtert wird. Obschon mittlerweile die beiden Marnebände des vom Reichsarchiv herausgegebenen „Weltkrieges“ erschienen sind, behält das Bircher'sche Werk seinen vollen Wert, denn in seinem ersten Teil bringt es sehr interessante Einzelheiten über die Kämpfe am Petit Morin und in den Marais de St. Gond, wie sie im „Weltkrieg“ nicht konnten aufgenommen werden. Was aber das vorliegende Werk besonders wertvoll macht, ist sein zweiter, sein psychologischer Teil. Hier spricht der erfahrene Arzt, der zugleich aus eigener militärischer Führertätigkeit die Verhältnisse zu beurteilen weiß, eine klare und deutliche Sprache. Clausewitz hat einmal geschrieben, die Kriegsgeschichte habe nur einen Wert, wenn sie „die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit sage.“ Diese Wahrheit sucht Oberstleutnant Bircher um das sogenannte „Marnewunder“ zu erklären. Als besonders angenehm wird man

empfinden, mit wie feinem Takt die intimsten Fragen verschiedener Persönlichkeiten behandelt werden. Das Buch wirkt zur heutigen Zeit, da die Kriegstechnik oft alles zu überwuchern scheint, als Wohltat. Oberstleutnant Bircher hat sein erstes Buch über die Marneschlacht General Wille gewidmet. Daran wird man ganz von selbst wieder erinnert, wenn man sich in „die Krisis in der Marneschlacht“ vertieft. Willes Lebenswerk bestand recht eigentlich darin, immer wieder von neuem zu zeigen, welche entscheidende Bedeutung im Kriege der Persönlichkeit zukommt und sein — oft harter — Kampf galt letzten Endes immer der Erziehung von Persönlichkeiten für unsere Armee. Wie lange mag es noch gehen, bis man diesen bleibenden Wert seiner Lehren restlos erkennt und in einem Werke vereinigt, welches das grundlegende Buch für die ganze Weiterentwicklung unserer Armee wird? — Die Marneschlacht stellt ein Schulbeispiel dafür dar, worauf es im Kriege ankommt und zeigt deutlich, wie richtig unser General handelte. Bachers großes Verdienst ist es, uns gerade die Marneschlacht durch seine umfassenden Studien dargestellt und uns meisterhaft gezeigt zu haben, wie der Krieg im Grunde doch immer eine Sache des menschlichen Charakters bleibt.

* * *

Friedrich von Bernhardi: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben nach gleichzeitigen Aufzeichnungen und im Lichte der Erinnerung. Berlin 1927. E. S. Mittler & Sohn. M. 15.—.

Bernhardi's — des berühmten Militärchriftstellers — Denkwürdigkeiten stellen eine Geschichte des Aufstieges und des Niederganges des deutschen Reiches dar. 1871 ritt der junge Kavallerieleutnant Bernhardi siegesfroh als erster durch die Champs Elysées in Paris ein. Im Dezember 1918 wurde der alte General im Krankenwagen blutenden Herzens nach der Heimat gefahren. Ludendorff charakterisiert in seinen Erinnerungen Bernhardi als „leidenschaftlichen Soldaten und durchglüht von der Liebe zum Vaterlande“. Dies ist sein Wesen, wie es auch aus des Generals Denkwürdigkeiten zu uns spricht. Bernhardi hat in den verschiedensten militärischen Stellungen bei der Truppe und im Generalstabe — drei Jahre war er deutscher Militärattaché in Bern — im Dienste des Vaterlandes gestanden und hatte so Gelegenheit, einen tiefen Einblick in die Entwicklung der Armee zu gewinnen. Daneben erlebte er in reger Verbindung mit führenden Männern die ganze Verfahrenheit der nachbismarck'schen Politik, ohne als Soldat irgendwelchen persönlichen Einfluß darauf gewinnen zu können. Darin liegt eine tiefe Tragik. Der Soldat hat als treuer Diener seines Staates bereit zu stehen, um sein Leben einzusetzen, wenn die Politik zum Mittel des Krieges greifen muß. Er kann sich nicht nur freuen an einer gesunden kräftigen Führung des Staates, er muß auch seine schwächliche Politik zu ertragen wissen, ohne etwas dazu sagen zu dürfen, muß dann aber nachher die Fehler mit seinem Blute bezahlen helfen. Nur angestrenzte, pflichttreue Berufsarbeit vermag dem Soldaten über solch schwere Stunden banger Vorahnungen hinwegzuhelfen. Diese Probleme sind es, welche die Denkwürdigkeiten Bernhardi's besonders lesenswert machen. Sie stellen wohl das Erlebnis eines einzelnen Mannes dar. Aber diesem Erlebnis kommt allgemeine Bedeutung zu. Wie manches Soldatenherz hat „durchglüht von der Liebe zum Vaterlande“ wohl ähnlich gelitten. Nicht nur in Deutschland!

G u s t a v D ä n i k e r.

* * *

Gerhard Gieren: Vorkriegs- und Kriegssünden und ihre Lehren; eine allgemeinverständliche Studie auf militärischem und militär-politischem Gebiet; Verlag von Talader & Schwarz, Leipzig; Preis M. 6.—.

Man wird, wenn man historische und militärische Schulung besitzt, an alle Publikationen, die die Vorkriegssünden des deutschen Heeres aufzudecken beabsichtigen, mit einer gewissen Zurückhaltung herantreten, denn meistens handelt es sich doch nur um sensationelle Aufbauschungen oder um Beschimpfungen der

alten Armee — die doch nach dem Urteile Fochs als bestes Heer der Welt in den Krieg zog, — durch irgend einen Renegaten oder verblendeten Pazifisten. Dieses Buch macht eine Ausnahme. Der Verfasser, ein alter preußischer Offizier des alten deutschen Heeres, deutschnational gesinnt, will nur seinem Lande und dessen Wiederaufbau dienen, und er tut es auch. Denn zweifellos ist einem neuen Deutschland dadurch am besten gedient, daß die vor und während des Krieges offenkundig gemachten Fehler festgestellt und untersucht werden. Nur so kann aus der Erkenntnis der Fehler ein Fortschritt erzielt werden. Wir Chirurgen lernen, wie alle Ärzte, immer am allermeisten aus den Fehlern, und keiner wäre wohl unter uns, der sich vermaßen würde, zu behaupten, daß er fehlerlos sei. Es ist darum sehr zu begrüßen, daß sich von deutscher Seite die Stimmen mehren, die auf gemachte Fehler hinweisen und auch zeigen, wie man diese vermeiden kann.

General von Moser hat seinerzeit in seinen Plaudereien über den Krieg manch bittere Wahrheit über die Generalstabsverhältnisse vor dem Kriege und das aus diesen resultierende schädliche Übergewicht der Generalstabsoffiziere in der Heeres- und Truppenführung während des Krieges gesagt. Wenn man den 4. Band des Reichsarchivwerkes über die Marneschlacht vornimmt, so wird man sehen, in welcher verhängnisvoller Weise auch eine denkbar ungünstige personelle Zusammensetzung bei den entscheidendsten Stellen der obersten Heeresleitung vorhanden war und wie diese die alleinige Schuld am Unglück an der Marne trägt.

Das vorliegende Buch beschäftigt sich mehr mit der Truppe in der Front und zeigt auch da, daß vor dem Kriege nicht alles war, wie es hätte sein sollen, und daß die ganze Ausbildung nicht restlos auf das höchste Kriegsgenügen zugespißt war. Es wäre aber wohl vermaßen, wenn wir etwa in republikanisch-demokratischer Überheblichkeit die Mitteilungen und Ausführungen des Verfassers als nur für das deutsche unterlegene Heer geltend betrachten wollten, denn einiges, was von Mißständen im deutschen Heer erzählt wird, könnte ganz gut und mutatis mutandis auf unser Heer übertragen werden. Es wäre daher nur angebracht, wenn man sich recht intensiv mit den Ausführungen Gierens beschäftigen würde. Was über die Geheim-Conduite, über unrichtige Behandlung der Unteroffiziere und durch die Unteroffiziere, über Befichtigungen gesagt wird, kann auch in vielen Teilen, wenn auch in anderer Verfassung, auf unser Heer übertragen werden.

Sehr anregend und geistvoll sind die taktischen Ausführungen über Maschinengewehr, Zusammenwirken der Waffen, die Adjutantur; von psychologischem Interesse die Darstellungen des Zustandes der Front im Jahre 1917/18 und daß die Warnrufe des Verfassers nach oben ungehört verhallten. Scharfe, aber nicht unberechtigte Kritik in interessanter Darstellung wird an der Heeresleitung, noch schärfere — mit vollem Rechte — an der politischen Führung geübt. Es ist ein Genuß, diesen oft recht temperamentvollen Ausführungen zu folgen, wenn auch da und dort für uns Neutrale der deutschnationale Standpunkt allzu sehr im Vordergrund steht. Den letzten Grund der Niederlage sieht der Verfasser durchaus richtig im Mangel an Charakteren in den verantwortungsvollen Stellen, und er verlangt für eine Besserung der Zukunft Männer und Persönlichkeiten, die den Mut aufbringen, auch gegen oben aufzutreten und dort das Bessere zu verfechten. Nur dann glaubt er, daß es wieder vorwärts gehen könne. Scharf wird von ihm dabei auch ein Mann gekennzeichnet, der auch schon bei uns den Staat schädigende Treibereien versucht hat: General Deimling.

Man wird sich noch erinnern, wie dieser Mann vor einigen Jahren in einem Artikel in der „Neuen Zürcher Zeitung“ über Manöver unserer Fußartillerie diese durch den leichtesten Pazifismus lächerlich zu machen suchte. Dieser Artikel machte seinerzeit sozusagen kritiklos die Runde durch die schweizerische Presse. Es wäre aber vielleicht sehr zweckmäßig gewesen, wenn unsere Presse sich vorher bei diesem Herrn über einige Dinge erkundigt hätte, die sich ereigneten, als er sein demokratisch-pazifistisches Herz scheinbar noch nicht entdeckt und den Fahneid noch nicht gebrochen hatte. Da hätte man z. B. Deimling fragen können, warum er die grausame Kriegsführung beim Hereroaufstande nicht verhindert hat, die ihren Gipfelpunkt darin fand, daß man die Kriegs-

gefangenen auf der Haifischinsel in glühender Tropensonne ohne Wasser ver-
schmachten ließ. Es wäre weiter zu fragen, warum derselbe Herr Deimling
in der seinerzeit so viel Staub aufwirbelnden Affäre Zabern nicht schon zum
Rechten sah, und von der „Frankfurter Zeitung“ und dem „Berliner Tageblatt“
in schärfster Weise als Obermilitarist angegriffen wurde. Oder es wäre inter-
essant, zu vernehmen, warum er als Führer des 15. Korps in Straßburg irgend
einer Laune zuliebe stundenlang absichtlich durch einmarschierende Truppen den
Verkehr störte. Wie die Elsässer über ihn dachten, wird er wohl am besten selber
wissen; wir haben in der Schweiz davon sattfam zu hören bekommen. Es wäre
nur interessant, zu vernehmen, ob die Bemerkung des Herrn Zorn von Bulach
zu Oberpräsident Schwander, durch Deimling werde im Elsaß dauernd die Auf-
fassung erhalten, daß die deutschen Truppen sich in Feindesland befänden, richtig
ist. Auch im Kriege wurde das nicht viel besser. Vielleicht wird er sich noch
daran erinnern, ob es richtig sei, daß er beim Stellungsbau in einem Wald-
stücke vor dem mit Franzosen besetzten Charrier, trotz Widerspruch der Offiziere,
die ihm sagten, daß das Einbauen am Tage viel Blut kosten würde, darauf ge-
antwortet habe: Leute haben wir genug. Es ließen sich noch weitere Beispiele
aufführen. Wir verzichten darauf. Aber das möchten wir wünschen, daß Herr
Deimling die Schweiz mit weitem Gastrollen verschone; ihm geht dazu wirklich
jede Berufung ab.

Eugen Bircher.

Schriften zur Naturphilosophie.

Gott-Natur nennt sich eine Schriftenreihe, die unter den Auspizien von
W. Köpfe in Jena der verdiente Verleger Eugen Diederichs herauszu-
geben unternommen hat.¹⁾ Der Untertitel „Zur Neubegründung der Natur-
philosophie“ gibt deutlicher zu erkennen, daß es sich hier um ein einheitliches
Programm handelt und um die Rückeroberung einer bestimmten Weltanschauung
gekämpft wird. Vor aller Augen liegt die tiefgreifende Spaltung von Wissen
und Glauben, wie sie unsere Zeit von Grund aus zerklüftet. Das religiöse Welt-
bild hat mit demjenigen der Wissenschaft wenig mehr gemein, und selbst das
Wissen zerfällt wieder in „exakte“ oder mathematisch-physikalische Disziplinen,
denen sich die Naturwissenschaft mehr und mehr unterwirft, und in die eigent-
lichen Bildungsfächer, für welche der Sprach- und Geschichtsunterricht heute
die Unterlage bilden muß. Während jene immer deutlicher zu einem äußerlichen
Spiel des Verstandes und der klugen Berechnung ausarten und gewinnstüchtig
sich dem Zweck und dem baren Nutzen verklaven, bleibt dem humanistischen
Unterricht die schwierige, ja fast unlösbar gewordene Aufgabe, den jungen, weis-
heitsdurftigen Adepten vor eine geschlossene Weltanschauung zu führen, welche
das äußere Bild des Gewordenen und Gestalteten durch Vermittlung der Gesetze
des Werdens mit dem ausgebreiteten System unserer inneren Erfahrungen zur
Deckung bringt.

Das Unternehmen Köpfles greift damit an eine der dringendsten Zeit-
aufgaben, und daß sich ihr Männer wie Klages zur Verfügung gestellt haben,
bietet die Gewähr dafür, daß zu ihrer Lösung schon Bedeutendes eingeleitet ist.

¹⁾ Bis jetzt erschienen:

Goethes morphologische Schriften, ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Troll,
1926.

G. G. Carus, Psyche, ausgewählt und eingeleitet von Ludwig Klages, 1926.

Romantische Naturphilosophie, ausgewählt von Christoph Bernoulli und Hans
Kern, 1926.

Friedrich Grave, Chaotica ac divina, eine metaphysische Schau, 1926.

Karl Joël, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik. Mit
Anhang, Archaische Romantik, 1926.

Unstreitig der beste Weg, die junge Generation zu naturphilosophischem Denken neu zu erziehen, war es, sie vorerst an jene Epoche wieder heranzuführen, welche zum letzten Mal Glauben und Wissen; Denken, Empfinden und Fühlen zur Einheit zusammengeschlossen hatte und dabei uns immer noch verhältnismäßig nah und vertraut herübergrüßt: die Romantik. Zwei Bände befaßten sich ausschließlich mit ihr und geben ihren wichtigsten Vertretern selber das Wort; ein dritter bietet die Zeugnisse desjenigen Geistes, ohne welchen das Wissen der Romantik völlig undenkbar wäre und der fast all ihre Befunde in nuce mit dem Blicke des Sehers schon vorausgenommen: Goethe.

Goethes Morphologische Schriften, unter welchem Titel der Herausgeber, Wilhelm Troll, die botanischen und zoologischen Aufsätze des Meisters zusammenfaßt, weil allerdings die neue morphologische Betrachtungsweise in ihnen bewußt in den Vordergrund gerückt ist, dürften füglich das ABC der Naturlehre genannt werden, und es wäre jedenfalls zu wünschen, daß nicht nur Fachgelehrte das Wissen in ihrem Sinne ausbauten, vielmehr daß ihr bestes Teil in Schulen zur Grundlage des Naturgeschichtsunterrichtes gemacht würde. Aufsätze wie den grundlegenden Aufsatz über die „Metamorphose der Pflanzen“, die Hauptzüge des „Entwurfs einer Einleitung in die Anatomie“ und die „Vorträge über vergleichende Anatomie“ mit dem reizenden Zwischenpiel über die Metamorphose der Insekten sollte jedermann kennen. Bedauerlich, daß die gewöhnlichen Goetheausgaben für diese Schriften keinen Raum haben! Völlig borniert, sie, wie immer wieder geschieht, als „historisch“ abzutun! Niemand wird in ihnen heute mehr nach neuen Erfahrungsergebnissen suchen, obwohl Anregungen genug darin enthalten sein möchten, welche, konsequent weiter verfolgt, noch zu unerwarteten Entdeckungen führen dürften. Verhältnismäßig einfache, immergültige Dinge sind darin gesagt, jedem zugängliche Beobachtungen verwertet; aber wie es gesagt und wie die Beobachtungen ausgedeutet sind, darin liegt der unvergängliche Wert dieser Untersuchungen. Eine Anschauung, die das Gesetz der Natur selbst still verborgen in sich zu halten scheint, offenbart sich in ihnen Schritt für Schritt und entwirft nicht sowohl mit aller Liebe und Treue ein Bild der Natur, als sie ihr erhabenes Gesetz mit ernster Scheu in großen Aspekten vor uns entwickelt. Nach Ursachen wird hier nicht geforscht, noch weniger nach dem Zweck oder Nutzen. Das Typische in den Formen zu erkennen, alle Erscheinungen auf ihr gleichsam symbolisches „Urphänomen“ zurückzuführen, darauf beruht nach Goethe die hohe Aufgabe des Wissens, welche dem Geist, noch mehr aber der schauenden Seele die große Befriedigung gewährt. „Die Wissenschaft hilft uns vor allem, daß sie das Staunen, wozu wir von Natur berufen sind, einigermaßen erleichtere.“ Das ist die Wissensauffassung der Antike. Darüber hinaus hat Goethe den Entwicklungsgedanken immer und immer betont, und zwangsläufig trieb ihn sein Sehen, die Zusammenhänge der Formen und ihre „Steigerung“ in der Folge der Arten überall aufzusuchen. Die wichtigsten Ergebnisse, welche dabei heraussprangen, sowie die Anregungen, welche etwa auf Goethe befruchtend mochten gewirkt haben, hat Troll in einer feinsinnigen Einführung ausgebreitet. Überzeugend ist darin ausgeführt, daß „kein Weg so geradeswegs an das zentrale Geheimnis von Goethes geistiger Persönlichkeit heranleitet und es in so reinem Lichte zeigt, als der über die naturwissenschaftlichen Schriften des Meisters,“ ähnlich wie andererseits nur die hohe Geistigkeit des Dichters, dem es in anschaulichen, organisch gewachsenen Bildern zu denken Gesetz war, auch diesen Teil seines Lebenswerks zu wesenhafter Bedeutung heraufsteigern konnte. Sorgfältige Anmerkungen beleuchten vom Stande des neuen Wissens allfällige Schwierigkeiten und helfen dem Laien über Dunkelheiten der wissenschaftlichen Fachsprache hinweg. Besonderen Wert aber erhält die Ausgabe durch das reiche, trefflich veranschaulichende Bildmaterial, welches meist Goethes eigenen Skizzen und Tafeln entnommen ist.

Unter den Romantikern ist es Carl Gustav Carus, der das Einzelwissen am meisten förderte, ohne bei aller Erweiterung des Stoffes je den Blick fürs Ganze zu verlieren, der ihn im strömenden Fluß des Werdens das Bleibende festzuhalten befähigte. Ich habe in diesen Hefen über ihn bereits

des längern gehandelt, daher es nur eines Hinweises bedarf, daß seine „Psyche“, eingeleitet und angemerkt von Ludwig Klages, in die Gott-Natur-Reihe Aufnahme gefunden hat.

Auch über den nächsten, von Christoph Bernoulli und Hans Kern herausgegebenen Sammelband „Romantische Naturphilosophie“, in welchem neben Carus die romantischen Ärzte und Dozenten Oken, Fr. Hufeland, Butte, Burdach, Malfatti, Kieser, Schubert, Friedreich, Treviranus und der Schweizer Troxler zu Worte kommen, kann ich mich kurz fassen. Der Mensch steht hier wie in der Psyche durchaus im Vordergrund der Betrachtung; aber da leibliche Vorgänge und Zustände vornehmlich behandelt sind und solche Erscheinungen des Lebens der Seele, welche wie Schlaf, Traum oder Hellsehen sie mit dem Alleben der Natur wieder in Beziehung setzen, so sind sie mit Recht dem Bereich der Naturphilosophie zugeordnet. Mit besonderem Genuß wird man die Aufsätze von Friedrich Burdach über den Instinkt und über die Zeitrechnung des menschlichen Lebens, wie die Ausschnitte aus Gotthilf Heinrichs von Schubert „Geschichte der Seele“ lesen, dort einen Forscher von hellster Scharfsicht und tiefdringender Erkenntnisraft, hier einen Naturschauer von farbenleuchtender Fülle des Ausdrucks wiederfindend.

Ohne uns bei den Auslassungen Friedrich Graves weiter aufzuhalten, der uns zwar Chaotica mannigfach, von den versprochenen Divina aber erbarmungsvoll wenig beschert, sei doch zum letzten Band „Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik“ des Basler Philosophen Karl Joël noch einiges angemerkt. Die zweite Auflage dieser 1910 bereits ausgegebenen Schrift fügt sich der neuen Sammlung zwanglos ein. Die Griechen werden doch immer als Lehrmeister der Naturphilosophie gelten müssen, und Goethe wie Carus beriefen sich auf dieselben, wo sie Gelegenheit fanden. Joël beschränkt sich in seiner Darstellung auf die Vorsokratiker und sucht als wichtigste seiner Thesen nachzuweisen, daß sie samt und sonders keine bloß experimentierenden Physiker im modernen Sinne waren, sondern ein tief religiöses, ja mystisches Verhältnis zur Natur sie alle zu ihren oft so seltsamen Aufstellungen führte. Wenn man sie als Hylozoisten kennzeichnete, wenn die Philologie der nachromantischen Zeit bis hinauf zu Zellers umfassender Darstellung sie nur immer darnach bewertete, wie weit sie die aristotelische Methode exakter Forschung und unzweideutiger Begriffsbestimmung schon handhabten, so betont Joël mit Recht, daß man ihrem Wesen und Wollen damit nur halbseitig gerecht wurde, ja es häufig genug zur Karikatur entstellte. Wie die Astronomie aus der Astrologie entstanden und ohne diese undenkbar ist, so geht alle Wissenschaft aus der magischen Praxis und dem Geheimwissen religiöser Systeme hervor. Eine religiöse Erregungswelle kommt immer auch dem Wissen zugute, indem sie die Fragen nach dem letzten Urgrunde des individuellen und allgemeinen Seins erneut in Fluß bringt. Eine religiöse Seite springt nun bei allen Vorsokratikern in die Augen und läßt aus den Fragmenten sich leicht beweisen. Es war falsch, alle Zeugnisse dieser Art immer nur als „Unkraut und fremden Eindringling in die philosophischen Systeme zu behandeln“; ebenso falsch, jene bekannten Urprinzipien, welche sie aufstellten, grobmaterialistisch auszudeuten. Alles ursprünglich religiöse Denken äußert sich in Symbolen. Ihre religiöse Grundhaltung hätte davor warnen sollen, das Wasser des Thales, das Feuer Heraklits oder die Luft des Anaximenes nackt begrifflich aufzufassen. So unfruchtbar und primitiv diese Prinzipien dem beschränkten Standpunkt des abstrakten Logikers erscheinen müssen, so bedeutsam werden sie, sobald man in ihnen wieder ein Sinnbild des Lebensurgrundes erkennt, so wie sie ein Spätling wie Aristoteles noch zu begreifen mußte. Ich kann mich mit einer ganzen Reihe von Einzelergebnissen und Schlußfolgerungen Joëls nicht einverstanden erklären, schätze es aber als großes Verdienst, daß er auf die vorerwähnten Dinge mit Nachdruck wieder erinnert hat.

Martin Rindf.

Ortsnamenkunde.

Es müßte verwundern, daß die Sprachwissenschaft dem regen Interesse selbst des Volkes für die Deutung von Ortsnamen nicht mit zahlreicheren Veröffentlichungen entgegenkommt, wenn der Forschung auf diesem Gebiet nicht so große Hindernisse in den Weg gelegt wären. Darum befriedigt sich auch der allgemeine Wissenstrieb auf unzureichende Weise und hat die „Volksetymologie“ vor wissenschaftlichen Ohren so üblen Klang.

So füllt ein eben in 2. Auflage herausgekommenes Bändchen der Deutschkundlichen Bücherei, die bei Quelle & Meyer in Leipzig erscheint, recht eine Lücke aus (und füllt sie gut aus): die „**Deutsche Ortsnamenkunde**“ von Dr. **Ferdinand Wenß**, dem Freiburger Archivdirektor. Ein Werklein, das die strengsten Ansprüche an wissenschaftliche Zuverlässigkeit befriedigt und sich seiner vortrefflichen Formgebung wegen doch angenehm liest, dies ein Vorzug, der wissenschaftlichen Arbeiten nicht allzu oft nachgerühmt werden kann. Knappe, scharfe Fassung und übersichtliche Anlage bieten einer erfreulichen Fülle des Stoffes Raum, und die behutsame Deutung gibt dem Leser die Gewißheit, daß er sich einem sichern Kenner und vorsichtigen Führer anvertraut hat. Da die deutschen Ortsnamen im Reich bei uns ja vielfach wiederkehren und der Verfasser außerdem solche aus der Schweiz in großer Zahl aufführt, ist die Schrift auch in unsern Gauen ohne Einschränkung nutzbar. Sie darf als Muster einer allgemeinverständlichen Darstellung sprachwissenschaftlicher Forschungsergebnisse angesprochen werden. Zu bedauern ist nur, daß auch die neue Auflage ein Register vermissen läßt, das die Benutzung des wertvollen Bändchens wesentlich erleichtern müßte.

Arnold Büchli.

Literarische Neuerscheinungen.

Lang, Paul: Schweizer Dramatiker. Bern, Kleiner, 1926.

Die kleine Schrift wirkt durch die Wärme der Einfühlung in das Schaffen unserer zeitgenössischen Dramatiker. Mag es sich um das „klassizistische, renaissancezeitliche“ (welche zungenbrechende Wörter!) und „historisch-psychologische“ Drama eines Carl Albrecht Bernoulli, eines Konrad Falke handeln oder um die „Romantik und den Expressionismus“ Max Pulvers, Albert Steffens, Hans Ganz': immer gelingt es dem Verfasser, eine Brücke vom Leser zum Dichter zu schlagen mit begründeten Pfeilern, in bedachtem Ausmaße. Nur einmal schwingt ein Brückenbogen überraschend über die andern hinaus, wenn der Verfasser Robert Faesis zweifellos bedeutendes „Opferpiel“ „einen Gipfelpunkt nicht nur des schweizerischen, sondern des gesamtdeutschen Dramas der Gegenwart“ nennt. Neben dem „Drama der Mitte“ Faesis behandelt Lang die „Zeitsatire und die politische Tragödie“ Jakob Bührers. Er erörtert das „Dialektproblemdrama“ bei Paul Haller, Alfred Fankhauser, Simon Gfeller, Emil Sautter, Richard Schreiber. Einzig das vom lieben Schweizer Publikum zum Verdruße des Verfassers immer wieder verlangte „Mundartdrama der Situationskomik“ wird als Aschenbrödel nicht in den Festsaal der Literatur hineingelassen; ebensowenig die üppigen Festspiele und Freilichtaufführungen, obgleich die Festspiele Bernoullis im Rahmen seines Gesamtchaffens gewürdigt werden. Wenn der Verfasser fast jeden seiner Dramatiker in der schönen Hoffnung auf Weiter- und Höherentwicklung verabschiedet, so möchten auch wir Lang mit dem Wunsche nach Ausdehnung seines anregenden, gedankenreichen Werkleins entlassen.

Schulthef, Otto: Briefe von Conrad Ferdinand Meyer, Betsy Meyer und J. Hardmeyer-Jenny, herausgegeben von O. Schulthef. Neujahrsblätter der literarischen Gesellschaft Bern. Bern, Franke, 1927.

Der liebenswürdige Beitrag zur C. F. Meyerliteratur läßt auch ein freundliches Licht auf einen Zeitgenossen des Dichters, J. Hardmeyer-Jenny, fallen.

den Leiter der „Europäischen Wanderbilder“, den Herausgeber der „Zürcher Wochenchronik“, den Redaktor der „Freundlichen Stimmen an Kinderherzen“, den Verfasser des „Schweizer Kinderbuches“. Der vielseitige, poetisch begabte Mann (beträchtlich hinaus über das Maß eines Verklimmersers, wie er sich bescheiden nannte) tritt uns außerordentlich ansprechend entgegen. Wir erfahren aus dem Briefwechsel allerlei Einzelheiten, die uns C. F. Meyer verlebendigen, so die erste Begegnung des Italienischlehrers Hardmeyer im Meyerhause „St. Urban“ mit Conrad, der „ins Zimmer trat, mich höflich um Entschuldigung bat wegen der Störung und sie (Beth) dann ebenso höflich um eine Feder ersuchte, die er benötigte.“ Vom Bilderschnitz interessiert fast noch mehr als der Ausschnitt aus einem Familienaquarell, das den kleinen Ferdinand, den Vater Conrads, an die Kniee der ehrwürdigen Jungfer Tante Regula geschmiegt, wiedergibt, C. F. Meyer selbst, bei einem Familienfeste in eine pompöse Molièreperücke und einen Scharlachrock gehüllt. Seltsam stechen von der majestätischen Haltung die weiche Kinn- und Mundpartie, die kleinen glitzernden Augen ab. So bietet das Büchlein dem Meyerfreunde Anregung genug trotz seines geringen Umfangs.

Um zwei bis drei Generationen führt uns der **Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Friedrich Theodor Vischer**, herausgegeben von Robert Vischer (München, Beck), zurück. Der bewegliche, stoßkräftige, vielseitige Zürcher Professor der Ästhetik, zu dessen Hauptwerk „Auch Einer“ der Zugang für manche Leser versperrt ist, wirkt sich menschlich sympathisch in dieser Sammlung aus. Von der Dichtergestalt Mörikes enthüllt der Briefwechsel kaum neue Seiten, obgleich sich der Inhalt hauptsächlich auf die beiderseitigen Werke bezieht. Mörike hält zurück in der Preisgabe seiner Pläne und im Einholen von Ratschlägen. Verhehlen wir uns nicht, Vischer erfaßte gedanklich die Vorzüge Mörikes, in seinem Herzen erlebte er dessen Dyrk nur teilweise. Er belächelte nachsichtig seine Kindlichkeit. Er war nicht Künstler genug, um die wundervolle Verschmelzung des alamannischen mit dem antiken Geiste in manchen Gedichten Mörikes in ihrer ganzen Schönheit zu empfinden. Darüber hilft auch sein bewegter Nachruf am Grabe des Freundes nicht hinweg. Die Tragik dieses Verhältnisses lag darin, daß Vischer den um drei Jahre ältern Landsmann auf eine Felsenwarte zu ziehen suchte, da sich der Beschauliche so gerne auf einem Blumenanger und an nebelüberspannen Weibern verträumte. Was Mörikes Eigenart ausmacht, sein Märchensinn, das Zusammenklingen seiner Phantasie mit der Volksseele, das verwarf Vischer als Rückfall in die überlebte Romantik. Er glaubte, der Freund verzettelte sich in den kleinen Gebilden der Lieder und Balladen, da doch „Maler Nolten“ deutlich gezeigt hatte, daß dessen Talent zu wenig stofflich gerichtet war, um dem Romane, dem Drama großen Stils gerecht zu werden. Als Vischer seine Auffassung vom Dichterwerk Mörikes in der Vorrede zu den „Kritischen Gängen“ 1844 offen aussprach, verstimmte er den Freund schwer. Später fand eine Aussöhnung statt, und es zeugt von der Herzensgüte Mörikes, daß er Vischer mit treuestem Eifer diente, als es sich 1865/66 darum handelte, ihm die Rückkehr nach der Heimat, nach Stuttgart, zu ermöglichen. Zum ersten Male wird im „Briefwechsel“ eine echt Vischer'sche Satire auf den dogmatischen Gottesbegriff, „Der Traum“ (eines Selbstmörders), von Robert Scharff veröffentlicht, die Mörike seinerzeit nicht gewagt hatte, in das von ihm herausgegebene „Jahrbuch“ aufzunehmen, zum Teil auch, weil ihm diese Art von Spekulation, die alles durchfressende Skepsis Vischers seelisches Unbehagen verursachte.

Helene Meyer.

* * *

Wolfgang Goltzer: „Richard Wagner“. Verlag Neclam jun., Leipzig.

Darstellungen des Lebens und Lebenswerks Wagners gibt es unzählige; von jedem Standpunkt aus haben Berufene und leider auch Unberufene den gewaltigen Schöpfer und Anreger geschildert. Das Bedürfnis nach einem

billigen, alles Wesentliche kurz und lesbar zusammenfassenden Buche besteht aber mehr als jemals. Der bekannte Verlag hat eine Pflicht erfüllt, indem er eine solche Lebensbeschreibung Wagners jedem zugänglich macht. Ganz besonders ist es zu begrüßen, daß Golther mit der Bearbeitung betraut wurde. Sein Name verbürgte zum vornherein eine ebenso warme wie wissenschaftlich einwandfreie Biographie. Das mit dem Lenbach'schen Wagnerbild geschmückte, sehr gefällig kartonierte Bändchen gibt auf 248 kleinen Seiten mit schönem Druck eine spannende Schilderung der alle Höhen und Tiefen umfassenden Lebensschicksale Wagners und eine sehr knappe, aber leuchtend klare Darstellung der Tondramen. Auch die viel zu wenig bekannten Prosaschriften des „Musikers“ finden Berücksichtigung, der wie wenige über seiner Kunst nicht den Tiefblick für die Gesamtheit der Erscheinungen verlor.

Karl Alfons Meyer.

* * *

Heinrich Spiero: Ernst Zahn. Das Werk und der Dichter. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig, 1927.

Ein fein geschriebenes und lebenswürdiges Büchlein von 95 Seiten. Es ist der Schweiz als bescheidenes Zeichen deutschen Dankes gewidmet. Hoffen wir, daß dem Verfasser diese Höflichkeit durch eine recht zahlreiche Leserschaft bei uns vergolten wird. Er verdient es, denn das Werklein enthält das Wissenswerte über die Person des Dichters und viel Gehaltvolles über seine Werke. Es wird nicht nur dem Erzähler neue Leser zuführen, sondern manchen alten Freund seiner Kunst veranlassen, auf scheinbar Bekanntes zurückzugreifen, um es mit vollerm Verständnis der Zusammenhänge und der erstrebten Ziele zu genießen. Man gestatte uns nur eine kleine Bemerkung: muß das scheußliche Wort „Detail“ immer noch einen deutschen Satz verunzieren? Sagt denn „substantiell“ wirklich etwas, das sich deutsch nicht wiedergeben ließe; ist es nicht eher ein Berlegenheitswort für etwas nicht klar Gedachtes? Und warum ein „Revenant“ anstatt eines guten deutschen Gespenstes? Man möchte wirklich hie und da mit Riccaut ausrufen: O was ist die deutsch Sprach für ein arm Sprach, für ein plump Sprach! Wo ein deutscher Schriftsteller etwas besonders Feines sagen will, muß gleich ein französisches Wort her, sehr oft sogar ein ganzes Zitat! Wir werden auf dieses Übel immer und wieder hinweisen, wo wir ihm begegnen, auch wenn es noch so bescheiden auftritt, wie bei Spiero.

Die schönsten Erzählungen von Ernst Zahn. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1927.

Aus Anlaß des 60. Geburtstages Zahns hat die Deutsche Verlagsanstalt diese sieben Erzählungen, die aus verschiedenen Novellenbänden Zahns ausgewählt sind und die verschiedenen Seiten seiner Kunst beleuchten sollen, in einem Sammelband herausgegeben. Man kann natürlich darüber streiten, ob nicht hie und da eine andere Erzählung zu den besten hätte gerechnet werden müssen, man wird aber doch gestehen, daß die Auswahl eine gute ist und so viel wie möglich das Verschiedenartige hier zusammengestellt worden ist. Wer gerne die sieben Meisterstücke in einem Bande genießen möchte, der greife zu dieser Auswahl. Sie steht jeder Bibliothek gut an.

Der goldne Schrein, ein Jahrbuch für Leser und freundwillige Buchberater auf das Jahr 1927,

nennt sich ein von der Deutschen Dichter=Gedächtnis=Stiftung herausgegebenes Jahrbuch, das dem Nichteingeweihten einen Einblick gewähren soll in die großartige Tätigkeit dieses Vereins zur Verbreitung guter Bücher.

Das Geleitwort ist von Ernst Zahn, der kurz über die Großartigkeit und den Wert dieser Wohlfahrtseinrichtung berichtet, die ebenso den Dichtern und Schriftstellern wie der Lesewelt zugute kommt. Sie hat in den 25 Jahren ihres Bestehens über fünf Millionen gute Bücher verlegt und über eine Million aus eigenem und fremdem Verlag verteilt. Auf die Übersicht über die Tätigkeit der Stiftung folgt eine Geschichte der deutschen Literatur von Benno Die-

berich. Wie man auf fünfzig Seiten eine Geschichte der Literatur schreiben kann, die doch mehr ist, als eine trockene Aufzählung, und äußerst anregende Gesichtspunkte aufweist, davon möge man sich durch die Lektüre selbst überzeugen. Weiter enthält dieses Jahrbuch Interessantes über den Büchermarkt, nützliche Winke für den Leser, kurz manches, was den Bücherfreund bei der Wahl seiner Lieblinge unterstützt. Wer eine Auswahl für Schullektüre zu treffen hat, dem möchten wir die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung empfehlen, aber es wird wohl nicht nötig sein. Bei Anlaß ihres Jubiläums fanden wir einen erneuten Hinweis darauf immerhin angezeigt.

Hans Schacht.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

- Bernhardi, Friedr. v.:** Denkwürdigkeiten aus meinem Leben; Mittler, Berlin, 1927.
- Bircher, Eugen:** Die Krijsis in der Marnejschlacht; Bircher, Bern, 1927.
- Briefwechsel zwischen Mörike und Vischer;** Beck, München.
- Carus, F. G.:** Psyche; Diederichs, Jena, 1926.
- Der güldne Schrein,** Jahrbuch der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.
- Fuelop-Miller, René:** Geist und Gesicht des Bolschewismus; Amalthea-Verlag, Wien.
- Gagliardi, Ernst:** Geschichte der Schweiz; 3. Bd.; Orell Füßli, Zürich, 1927.
- Gieren, Gerhard:** Vorkriegs- und Kriegsjünden und ihre Lehren; Talacker & Schwarz, Leipzig.
- Golther, Wolfgang:** Richard Wagner; Reclam, Leipzig, 1927.
- Goethes morphologische Schriften;** Diederichs, Jena, 1927.
- Grave, Friedr.:** Chaotica ac divina; Diederichs, Jena, 1926.
- Howald, Ernst:** Der Kampf um Kreuzers Symbolik; Mohr, Tübingen, 1926.
— Mythos und Tragödie; Mohr, Tübingen, 1927.
- Joel, Karl:** Der Ursprung der Naturphilosophie; Diederichs, Jena, 1926.
- Largiadier, Anton:** Geschichte der Schweiz; de Gruyter, Berlin.
- Lang, Paul:** Schweizer Dramatiker; Kleiner, Bern, 1926.
- Martin, William:** Histoire de la Suisse; Payot, Paris, 1927.
- Menz, Ferdinand:** Deutsche Ortsnamenfunde; Quelle & Meyer, Leipzig.
- Romantische Naturphilosophie;** Diederichs, Jena, 1926.
- Schultheß, Otto:** Briefe von C. F. Meyer, Betsh Meyer und J. Hardmeier; Francke, Bern, 1927.
- Spiro, Heinrich:** Ernst Zahn; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1927.
- Zahn, Ernst:** Die schönsten Erzählungen; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1927.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Edgar J. Jung, Rechtsanwalt, München. — Dr. Seltor Ammann, Aarau. — August Schmid, Sekundarlehrer, Flawil. — Frä. Dr. Liselotte Köhler, Jetan. — Dr. Eugen Curti, Zürich. — Dr. Karl Bertheau, Zürich. — Erich Brod, München. — Dr. Hans Raschle, Baden. — Dr. Gustav Däniker, Instruktionsoffizier, Wallenstadt. — Dr. Eugen Bircher, Aarau. — Dr. Martin Rind, Riehen. — Arnold Büchli, Narburg. — Frau Dr. Helene Meyer, Kilchberg. — Karl Alfons Meyer, Kilchberg. — Prof. Dr. Hans Schacht, Lausanne.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. Schriftleitung: Zürich, Steinhaldenstrasse 66. — Druck, Verwaltung und Versand: A.-G. Gebr. Leemann & Cie. Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

Neu-Eingänge von Büchern:

- Die belgischen Dokumente** zur Vorgeschichte des Weltkrieges 1885—1914; im Auftrage des Deutschen Auswärtigen Amtes herausgegeben von Bernhard Schwertfeger; Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin; 8 Bde.
- Bürger, Otto:** Paraguay, Der Garten Südamerikas; Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig, 1927; 280 S.; M. 10.
- Butler, Nicholas Murray:** Der Aufbau des amerikanischen Staates; Hobbing, Berlin, 1927; 340 S.; M. 12.
- Frey, Leo:** Ein Vorschlag für eine monopolfreie Lösung; Guzwiler, Zürich, 1927; 54 S.
- Luz, Hermann:** Lord Grey und der Weltkrieg; Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin, 1927; 420 S.
- Menger, Anton:** Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen; Mohr, Tübingen, 1927; 241 S.; M. 5.
- Merz, B.:** Die fünfte Haager Konferenz für internationales Privatrecht; Orell Füssli, Zürich, 1927; 74 S.; Fr. 3.
- Weber, Karl:** Die schweizerische Presse im Jahre 1848; Frobenius, Basel, 1927; 236 S.; Fr. 8.50.
- Wertheimer, Fr.:** Von deutschen Parteien und Parteiführern im Ausland; Zentralverlag, Berlin, 1927; 252 S.; M. 6.60.

* * *

- Faesi, Robert:** Der brennende Busch, Gedichte; Grethlein, Zürich, 1926; 95 S.
- Hiltbrunner, Hermann:** Erlösung vom Gesetz, Eine Dichtung; Orell Füssli, Zürich, 1927; 73 S.; Fr. 2.80.
- Lewis, Sinclair:** Babbit, Roman; Kurt Wolff, München; 601 S.; M. 7.50.
- Schäfer, Wilhelm:** Briefe aus der Schweiz; Georg Müller, München, 1927; 161 S.
- Seeberg, Dierd:** Oberstadt, Roman; Haessel, Leipzig, 1927; 201 S.; M. 3.

An die verehrlichen Abonnenten der Monatshefte!

Zur Erneuerung des Abonnements für den VII. Jahrgang liegt diesem Heft ein Einzahlungsschein bei.

Wir bitten um Einzahlung des Betrages

1 Jahresabonnement	Fr. 16.—
$\frac{1}{2}$ „	„ 8.—
$\frac{1}{4}$ „	„ 4.25

für das Ausland Fr. 2.40 Portozuschlag

bis 15. April. Nach diesem Termin werden wir uns gestatten, den Betrag per Nachnahme zu erheben.

Das passendste Ostergeschenk für Freunde im In- und Auslande ist ein **Abonnement auf den VII. Jahrgang** der Schweizer Monatshefte für Politik und Kultur.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen sowie der Verlag in Zürich 2, Stoderstraße 64, entgegen.